Brautlied.

Welch ein Scheiden ist seliger,
Als zu scheiden von Mädchentagen?
Welch ein Klagen ist fröhlicher,
Als in Myrthen um Veilchen klagen?

Als Dein Schifflein im Hafen lag,
Meerwärts oft sich die Wimpel regten,
Ob auch heimischer Wellenschlag,
Land und Himmel es traulich hegten.

Nun die Anker gelichtet sind,
O, wie köstlich die Fahrt in's Weite!
Düfte schwimmen im Frühlingswind,
Und Du lächelst an seiner Seite.

Manch ein segnender Seufzer schwingt
Sich in's Segel, es lind zu schwellen.
Laß dies Lied, das die Liebe singt,
Sich als günstigen Hauch gesellen.

Paul Heyse.

Hochwasser

Novellette von H. Waldemar (Zittau).

„Offen gestanden, Hella, ich begreife Dich nicht —"

Die Angeredete lächelte spöttisch und meinte, während sie einen eben erhaltenen Brief ruhig zusammenlegte:

„Ich weiß schon, Agnes, was Du sagen willst. In meinem Alter, wenn man die dreißig längst überschritten, hat man kein Recht, wählerisch zu sein. Ich stimme Dir ja vollständig zu für Jene, die überhaupt heirathen wollen. Ich aber —"

„Unsinn, Hella, es eignet sich Niemand besser zur Ehe als Du!" rief Frau von Ulle lebhaft.

„Du hast eine gute Meinung von mir, Agnes, denn meine Fehler, die Du mir oft vorgehalten, als da sind Eigensinn, Zähigkeit, zu große Selbstständigkeit, machen für mich eine Ehe unmöglich!"

„Aber Landrath Karstens wäre solch' prächtiger Mann. Er hätte verdient —"

„Genug, Agnes, es thut mir leid, ihm eine Enttäuschung zu bereiten; ich bin nicht die Frau für ihn, ich heirathe überhaupt nicht."

„Jawohl, Keiner ist gut genug in Deinen Augen, weil Du an den Abenteurer denkst, der —"

Sie verstummte vor dem stolzen, hoheitsvollen Blick, der sie aus Hellas grauen Augen traf und machte sich mit ihrer Handarbeit zu schaffen, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

Hella war an's Fenster getreten. Ein tief schmerzlicher Ausdruck lag auf ihrem feinen Gesicht und ein Seufzer entfloh ihren Lippen. Sollte sie denn nie Ruhe finden? Immer wieder gab es unbarmherzige Menschen, die die Wunde, die sich nie schloß, gewaltsam wieder aufrissen! Abenteurer hatte sie ihn genannt — ach, wie das weh that; zugeben zu müssen, daß Agnes nicht unrecht hatte, denn abenteuerlich war es ja, daß er alle Brücken hinter sich abgebrochen und in die Welt hinausgezogen, als Hellas Eltern ihm die Hand der Tochter verweigerten, abenteuerlich war es, daß er auf das väterliche Gut verzichtete, um nicht in ihre Nähe zu kommen, daß er vorzog, sich selbst seinen Unterhalt zu verdienen, trotz des Vermögens, das er sein nennen konnte. Ja, abenteuerlich war es — für Andere. Sie selbst konnte ihm nur zu gut nachfühlen, was er empfunden hatte, als er seine Wünsche und Hoffnungen zu Grabe tragen mußte. Hatte sie nicht selbst daran gedacht, den sicheren Hafen zu verlassen, um unterzutauchen ins Meer des Lebens? Ihr jedoch war die Ausführung ihrer Pläne unmöglich, denn man hätte ihr Verschwinden in unliebsame Verbindung gebracht mit dem seinigen. So blieb sie und als gehorsame Tochter fügte sie sich und ertrug es, daß man über ihn den Stab brach und ihn gleichsam aus den Gedanken ausstieß, weil er längere Zeit in den Banden einer Tänzerin gelegen und ihr Unsummen geopfert hatte. Dadurch war er in den Augen von Hellas strengdenkendem Vater ein für alleMal gerichtet. Es nützte auch nichts, daß er bereute und durch ein tadelloses Leben gut zu machen suchte — das Vertrauen fehlte, und deshalb konnte er trotz aller Liebe sein Glück nicht erlangen ...

Und Hella Wartenstein lebte in den engen Kreisen weiter; doch ihr Geist begleitete den Geliebten in unbekannte Fernen, ihr Herz konnte sich nicht loslösen von ihm, den es mit allen Fasern der Liebe umfaßt hielt! — Ihre Schwestern heiratheten, die Eltern starben, sie selbst blieb einsam zurück, dem Versprechen nachkommend, das sie den Eltern gegeben, das heimathliche Gut zu verwalten und nie zu veräußern.

Zwölf Jahre waren vergangen, seit sie mit dem Glücke abgeschlossen. Wie eine fremde Blume hob sie sich mit ihrem blassen, durchgeistigten Gesicht, dessen Blick in fremden Welten zu weilen schien, ab von ihrer Umgebung. Manche begehrliche Hand streckte sich nach ihr und ihrem Reichthum aus, manches Herz entbrannte in heißer Liebe zu ihr und hoffte, in dem so kalt scheinenden Mädchen Gegenliebe zu erwecken — aber umsonst. Hella Wartenstein blieb allein, es regte sich in ihr Nichts, was nach Eheglück verlangte. Und so gewöhnte man sich daran, dies wie zum Glück geschaffene Mädchen ihre eigenen Wege gehen zu sehen, man suchte ihre Nähe, erfreute sich an ihrem Geist und war froh, ihrer Freundschaft gewiß zu sein.

Um so mehr erregte es sie, daß Landrath Karstens die Grenze überschritten, die sie um sich gezogen. Sie schätzte ihn zu hoch, als daß es ihr gleichgiltig gewesen wäre, ihn als Freund zu verlieren, und doch konnte sie ihm keine andere Antwort geben auf seine Werbung als ein „Nein" ....

Regungslos stand die Gutsherrin und schaute durch das Fenster in den unaufhörlich niederströmenden Regen, sah die grauschwarzen Wolken so drohend am Himmel hängen, hörte den Sturm, der die alten Bäume des Parkes neigte und schüttelte, daß die welken Blätter flogen, der den Regen gegen die Fenster peitschte und sie undurchsichtig machte!

Sich aufraffend, meinte sie: „Wenn der Regen doch endlich nachlassen wollte, ich fürchte sehr, daß der Damm, der den Fluß nach unserer Seite abgrenzt, der gewaltigen Strömung des Wassers nicht Stand halten wird."

„Du siehst Gespenster, Hella," erwiderte Frau von Ulle aufstehend und zu der Schwester tretend. „Allerdings sieht es trostlos aus draußen, aber so lange ich zurückdenken kann, hat der Dam noch immer gehalten."

„Und könnte doch einmal nachgeben, Agnes. Ich werde die Angst nicht los, seit ich heute früh die heranstürzenden Wassermassen gesehen. Und Du weißt, der Fluß macht gerade oberhalb unseres Dorfes eine so scharfe Biegung, daß die Gefahr um so größer ist. Bricht der Damm an jener Stelle, so ist das ganze Dorf verloren."

„Wie magst Du Dir nur so viel Sorgen machen, Hella —"

„Das verstehst Du nicht, Agnes, mir sind die armen Leute dort unten, die so redlich ihre Felder bearbeiten und das Möglichste daraus zu gewinnen suchen, wie meine Familie, meine Kinder. Sie vor Schaden zu bewahren, erachte ich als meine größte Pflicht."

„Gewiß, aber dafür ist Dein Inspektor da —" meinte die junge Frau leichtherzig und kehrte zu ihrer Arbeit zurück. „Recht ärgerlich, dieser Regen, ich hatte die Absicht, zur Stadt zu fahren. —

„Um Dich zu amüsiren, während hier vielleicht Mancher um seine Existenz, um sein Leben ringt," rief Hella bitter. „Ich halte es nicht aus hier in dieser Ungewißheit. Verzeihe, wenn ich Dich allein lasse, aber ich muß hinunter ins Dorf, nachsehen. —"

„Du bist von Sinnen, Hella, in diesem Wetter — Du holst Dir den Tod!"

Hella lachte bitter auf.

„Der Tod? Er kommt nicht dann, wenn man ihn herbeiwünscht!"

Im nächsten Augenblick war sie verschwunden.

„Hella!" schrie Frau von Ulle. „Hella, geh' wenigstens nicht allein — sie hört natürlich nicht. Was die sich in den Kopf gesetzt hat — Unsinn, Gefahr, der Damm ist wie von Eisen, Vater hat's immer gesagt —" Sie trat wieder ans Fenster. „Freilich, seit Tagen regnet's schon, und gestern war der Fluß bedenklich angeschwollen, aber deshalb gleich Gespenster sehen — wahrhaftig, da ist sie draußen — Hella!" rief sie noch einmal, das Fenster öffnend. Der Sturm trieb ihr den Regen ins Gesicht und riß ihr den Fensterflügel aus der Hand, als freue er sich, heulend und fauchend in das Zimmer dringen zu können.

Hella Wartenstein drehte sich nicht um, es war überhaupt zweifelhaft, ob sie den Ruf der Schwester gehört. Gegen den Wind ankämpfend, in ihrem wasserdichten Mantel, kam sie nur mit Mühe vorwärts. Der Regen fiel so dicht, daß sie kaum zwei Schritte weit sehen konnte. Als sie die schützenden Bäume des Parkes erreicht hatte, blieb sie, Athem schöpfend, stehen. In demselben Augenblick bog ein Mann um die Ecke, halb laufend, halb vom Sturm vorwärts geschoben. — Auch er wollte rasten. Die Gutsherrin erblickend, stieß er einen Schrei aus:

„Gnädiges Fräulein, der Damm — an der Ecke —!"

„Was ist's mit ihm?" fragte Hella mit aussetzendem Herzschlag.

„Er zeigt Risse, er bröckelt —"

„Herr des Himmels, Schöller, so heißt's arbeiten, stopfen. — Wer ist dort?"

„Das halbe Dorf —"

„So eilen Sie auf den Hof und holen Sie Hilfe und alle Körbe und Säcke, die verfügbar sind — Sand giebts genug draußen — Eilen Sie, Schöller, ich werde dort sein!"

„Gnädiges Fräulein, die Gefahr ist zu groß für Sie —"

Hella wehrte ab.

„Keine unnützen Worte, die Zeit drängt!"

Weitereilend, hörte sie bald durch das Heulen des Sturmes das tosende Geräusch des vorwärtsstürmenden Wassers. Sie lief so rasch, als es Wind und Regen nur gestatteten, und dennoch schien der Weg kein Ende zu nehmen. Endlich lichtete sich zu ihrer Linken der Park — nun wußte sie, daß sie die Flußecke bald erreichen mußte... Der Regen ließ etwas nach, selbst der Sturm setzte aus, als wolle es ihr die Möglichkeit verschaffen, das Bild der kommenden Verwüstung voll in sich aufzunehmen..... Sie kam näher.— Ein Menschenknäuel versperrte ihr den Weg, wich aber nach und nach zurück, als man sie erkannte ... Und dann erblickten ihre Augen das fast unabsehbare Wasser, das zischend, sich überstürzend, Bäume und Steine mit sich führend, sich heranwälzte und so unbarmherzig gegen die gefährdete Stelle anprallte, als wolle es sich dort um jeden Preis einen Ausweg aus der Enge suchen.

„Warum versucht Ihr nicht, die Risse zu stopfen?" rief sie vorwurfsvoll, als sie die Unthätigkeit der Leute wahrnahm.

Mit einer an Stumpfsinn grenzenden Gleichgiltigkeit zuckten die Männer die Achseln.

„Wozu? Wir sind ja doch verloren, Alles hin, es nützt nichts, sich abzuschinden —"

Hella's Auge blitzte zornig.

„So gebt her, ich will Euch zeigen, was man vermag! Die Flinte in's Korn werfen, ehe Ursache dazu vorhanden, ist Feigheit! Ihr wollt Männer sein und schreckt vor der Mühe zurück, Euer Eigenthum Euch zu erhalten? Her mit der Schaufel," gebot sie dem Zunächststehenden, „weicht zurück, Ihr Männer, Euer Fuß könnte naß werden, Euer Leben gefährdet sein—!"

Mit wenigen Schritten erreichte sie den Damm und kletterte die Böschung hinan, der Wind zerrte ihre Kleider hin und her, und der erneut niederfallende Regen peitschte ihr das unbedeckte Gesicht. Sie beachtete es nicht. In ihr loderte heller Zorn und Verachtung vor diesen Menschen, die ergeben zuschauten, wie das Wasser sein Vernichtungswerk fortsetzte und keine Hand rührten, um es aufzuhalten. — Nun stand sie oben ...

Aber auch ihr sank der Muth, als sie die klaffenden Risse bemerkte, als sie sah, wie jeder Anprall der Wogen ein Theil Erde mitriß ... Es war ihr, als wanke bereits der Boden unter ihr ..... Den Dörflern den Rücken kehrend, richtete sie ihren nun auch verzweifelnden Blick nach oben und dann auf das jenseitige Ufer des Flusses.

Auch dort war man zur Abwehr bereit, wie es schien, ja, dort arbeitete man kräftig, sie hörte die Schläge und das Knirschen des Sandes bis herüber trotz des Rauschens, das die Wasser verursachten. Warum waren gerade ihre Leute so feige?— Ein Schrei, halb Schreck, halb Triumph, riß sie aus ihrem monotonen Sinnen — drüben — Herr Gott, der Damm — ihr gegenüber — sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen — ein mächtiges Loch, durch das die entfesselten Wasser nun ihren Ausweg suchten ... Gurgelnd, sich überstürzend, geschwätzig, im Eifer rechts und links große Lücken reißend, so brachen die Wellen sich Bahn und ergossen sich in mächtigem Strome über das hinter dem Damm liegende breite Wiesengelände ....

Hella Wartenstein stand wie erstarrt, gestützt auf die Schaufel, die sich in die Erde gebohrt. Sie stand und sah mit schreckhaft erweiterten Augen das Verhängniß — dort drüben — war ja sein, des Abenteurers, Eigenthum, — es war vernichtet, verwüstet, und ihr Dorf, ein Gefühl der Erleichterung beschlich sie doch, war gerettet .....

Nun konnte die Flußbiegung befestigt werden, nun —

„Sie haben drüben den Damm durchgebrochen, um uns zu helfen —"

„Das war der tolle Bünthal, der den Befehl gegeebn, ich hab's gesehen —"

„Dem schadet's nicht, er ist reich genug —"

Wie aus weiter Ferne schlugen solche Bemerkungen der vorher so stumpfsinnig dreinschauenden, nun vor Freude strahlenden Menge an Hella's Ohr. Es dauerte lange, ehe sie deren Sinn vollständig faßte und noch einmal den Blick hinüberrichtete.

Der Regen hatte fast zugleich aufgehört, auch der Sturm schien nachgelassen zu haben, nachdem dem Element sein Recht geworden. Und so erblickte sie drüben, nahe an der Durchbruchsstelle, eine Gestalt, die zu sehen sie am wenigsten erwartet hätte.

Man hatte sie erkannt. — Schwenkte der Mann da drüben nicht den Hut ihr entgegen? — Ihre Kniee zitterten.... All das Leid der vergangenen zwölf Jahre schwemmten die Wasser hinweg, fort, weit fort, es fiel von ihr ab wie ein verbrauchtes Kleid und es blieb Nichts in ihr zurück, als die heiße Liebe ihrer Jugend, die Liebe, die einst hoffte, mit ihm glücklich zu werden, die sich eins mit ihm wußte.

Noch immer winkte er herüber, und nun konnte auch Hella sich nicht mehr beherrschen, sie hob die Hand und grüßte wieder, während ihr Auge hell erstrahlte und ihr Mund verheißungsvoll lächelte ....

Als hätten die sie Umstehenden darauf gewartet, brachen sie alle in ein ohrenbetäubendes Hurrah aus, das dem Manne galt, der unbedenklich sein eigen Land geopfert, um das Dorf der Geliebten zu retten ...

Fünf Minuten später standen sich die Beiden gegenüber am diesseitigen Ausgangspunkt der kleinen Brücke, die über den Fluß führte.

Keines sprach ein Wort, nur Hand ruhte in Hand, Auge wurzelte in Auge. Was der Druck der Hände vereint, was der tiefe, heiße Blick verhieß, das verstanden nur diese beiden, die sich jahrelang nach einander gesehnt, und die nun endlich unter den tosenden Fluthen der Wasser den Weg zu einander gefunden.

Du bist allein ....

Du bist allein und denkst der Zeit,
Da dir dein Lenz erblühte,
Da ungestilltes Sehnsuchtsleid
Die Seele dein durchglühte. —

Du bist allein und doch warst du
Zur Liebe nur geboren,
Gar viele habn ihre Ruh',
Ihr Herz an dir verloren.

Du bist allein — allein und weinst
In manchen trüben Stunden,
So viel verlor'ne Herzen einst,
Und dennoch kein's gefunden! ...

Ignaz Pauer.

Hotelpaläste.

Von Fred Hood.

Eisenbahn und Dampfschifffahrt haben in den letzten Jahrzehnten den internationalen Reiseverkehr in dem Maße gefördert, daß heute jede irgend bemerkenswerthe Mittelstadt, jeder im Kursbuch genannte Bade- oder Luftkurort, überhaupt jeder Platz, an welchem dauernd oder zeitweilig etwas los ist, sein komfortables Hotel aufweisen kann.

Die Einrichtung eines derartigen Hauses darf ich als bekannt voraussetzen. Aber von diesen komfortablen Hotels bis zu den mit allem erdenklichen Luxus ausgestatteten Hotelpalästen von New York und Saratoga, London und Liverpool, ist noch ein gewaltiger Schritt, und nicht Jedem ist es vergönnt, in die weichen Teppiche der von Gold und Krystall erstrahlenden Räume seinen Fuß zu setzen, an den üppigen Tafeln zu speisen, in schwellende Seidenpolster seinen Leib zu betten und sich täglich 24 Stunden dem Vergnügen der Verdauung hinzugeben. Aber es verlohnte sich schon, sich dieses Leben einmal anzuschauen, einen Blick in solch' einen Palast zu thun, und geschähe es auch nur, um sich dann um so wohler und behaglicher in dem eigenen schlichten Heim zu fühlen.

Den meisten Komfort findet man in den New Yorker Hotels. Außer Telephon, Telegraph, Personen- und Lastaufzügen giebt es hier Rohrleitungen zur pneumatischen Beförderung von Briefen, Schlüsseln und sonstigen kleinen Gegenständen innerhalb des Hauses, elektrische Uhren, die von einer Centralstelle aus regulirt werden, elektrische Beleuchtungsanlagen, die das ganze Haus mit einem Uebermaß von Licht erfüllen, u.s.w. Der Maschinenbetrieb eines solchen Hotels ist natürlich ein außerordentlich umfangreicher, z. B. verfügt das Hotel Waldorf in New York über 16 Dampfmaschinen mit nahezu 3000 Pferdestärken. Dieses in allen Theilen feuersicher ausgeführte Hotel, das im Ganzen 530 Zimmer, darunter etwa 100 elegant eingerichtete Salons, enthält, soll etwa fünf Millionen Dollar Baukosten erfordert haben, und zwar verschlang die Maschinenanlage allein eine halbe Million und das Mobiliar 700,000 Dollar.

Noch prächtiger als dieses Haus ist vielleicht das Hotel New Netherland, welches ebenso sehr wie das vorgenannte eine Kapitalsanlage der wegen ihres Reichthums berühmten Familie Astor bildet.

Dieses Haus hat nicht weniger als 18 Geschosse und enthält — das Erdgeschoß und Souterrain noch nicht einmal mitgerechnet — 722 nummerirte Zimmer.

Einem anderen neuen Hotel am Broadway in New York hat man den schimpflichsten Bankerott vorausgesagt; es gäbe unmöglich so viel Reisende, daß sich das Haus jemals rentiren könnte. Aber die reichen Amerikaner fanden Gefallen daran, mit ihrer ganzen Familie in solch' einem Palasthotel zu wohnen; es hält ja so außerordentlich schwer, tüchtige Dienstboten zu bekommen und einen großen Haushalt zu leiten. Sie wollten absolut frei über sich und ihre Zeit verfügen oder diese unabhängig von den Launen und Schwächen ihrer Diener auf möglichst bequeme Weise todtschlagen.

Aber in letzter Zeit hat man auch in London ein Hotel erbaut, das Hotel Cecil, das an Pracht und Komfort mit den schimmernden Häusern der amerikanischen Milliardäre wetteifern kann.

Die weite Karawanserei im Centrum der Stadt hat ihre eigene Musterfarm in den Vororten. Dort züchtet sie selbst das Geflügel, führt ihre eigene Milchwirthschaft, zieht Blumen und Blattpflanzen für dekorative Zwecke, sowie Gemüse und Obst für die Tafel. Für Blumen und Grünkram verausgabt das Etablissement jährlich nicht weniger als $40,000. Diese Erzeugnisse werden per Bahn oder Wagen nach der Stadt befördert und in den weiten, hallenartigen Gewölben im Souterrain des Hotels untergebracht.

Diese unterirdischen Regionen verrathen nichts von der Pracht der oberen Geschosse. Sie sind düster und äußerst nüchtern; es ist ein endloses Labyrinth von Küchen und Spülkammern, Vorraths- und Maschinenräumen, Werkstätten, Bäckereien, Schlächtereien u.s.w. Aber es giebt auch hier einfache und bequeme Wohn-, Speise-, Rauchzimmer u.s.w. für die Dienerschaft. Diese Räume stehen jedoch nicht allen Leuten gemeinsam zur Verfügung; denn auch hier giebt es Rangunterschiede wie in der oberen Welt, und wer etwa glaubt, daß ein Bratenchef sich mit einem simplen Koch in ein vertrauliches Gespräch einlassen könnte, ist auf falscher Fährte. Nun stelle man sich vor, daß in diesem Untergeschoß ständig 600 bis 700 Leute beschäftigt sind, die alle verpflegt sein wollen und zum Theil auch im Hause ihre Wohnung haben! Man wird sich leicht berechnen können, welch' umfangreicher Apparat allein erforderlich ist, um das Hotelpersonal mit Lebensmitteln zu versorgen.

In solch' einem Palast ist der Küchenchef eine hochwichtige Persönlichkeit, und das mit gutem Recht, da er wohl an achtzig Leute zu kommandiren hat, und von seiner Fähigkeit vorzüglich das Renommee des Hauses abhängt.

Laßt uns ein wenig Umschau halten in seinem Ressort! Da sind zunächst die Speisekammern, die Vorrathsräume, aus denen die kostbarsten Produkte zur weiteren Verarbeitung in die Küche wandern. Eine Thür wird aufgerissen, ein Hebel in Bewegung gesetzt, und wir sehen elektrisch getriebene, rotirende Kühlvorrichtungen zur Fabrikation des Eiscremes. Dann wird eine andere schwere, mit isolirenden Stoffen bekleidete Doppelthür zurückgestoßen, und wir treten in einen Raum, der mit langen Reihen von Fleischstücken an eisernen Hängevorrichtungen erfüllt ist. Ein System von eisernen Kühlröhren, die selbst im Hochsommer mit Reif und Eiszapfen bedeckt sind, zieht sich schlangenförmig durch den Raum, um dann in den Vorrathskammern für Fische, Geflügel, Gemüse u.s.w. seinen Lauf fortzusetzen. Dann giebt es hier einen Eisbrunnen, in welchem die Riesenblöcke des künstlichen Eises, von elektrischem Licht blendend bestrahlt, wie Krystall schimmern und blinken.

Im Hotel Cecil in London, dessen Betrieb noch umfangreicher ist, giebt es natürlich eine größere Zahl großer und kleiner Kochmaschinen, die aber alle auf demselben Prinzip beruhen.

Die mit diesen Herden verbundenen Bratöfen genügen aber noch nicht den mannigfachen Ansprüchen der Hotelküche, und so finden noch besondere sinnreich konstruirte Rostbrat- und Spießbratapparate Verwendung, letztere sogar mit Uhrwerk versehen, welches so lange eine Glocke ertönen läßt, bis die Bratzeit abgelaufen ist. Der Koch kann auf diese Weise den Apparat überwachen, auch wenn er in einem entlegenen Theil der Küche beschäftigt ist.

Wir setzen unsere Wanderung fort und gelangen in einen Raum, welcher vom Leuchten und Blitzen des Tafelsilbers erstrahlt. Dreißig Personen sind täglich während voller vierzehn Arbeitsstunden damit beschäftigt, es sauber und glänzend zu erhalten. Diese mit großer Sorgfalt auszuführende Arbeit kann natürlich nicht durch Maschinen erfolgen, dagegen sind zum Putzen der Messer und Gabeln Rotationsmaschinen in Gebrauch.

Nachdem wir noch flüchtig in die Räume der Zimmerleute und Dekorateure des Hotels einen Blick gethan und der Druckerei des Hauses einen kurzen Besuch abgestattet, steigen wir mittelst hydraulischen Aufzuges in die oberen Regionen empor. Es giebt hier 16 solcher Aufzüge, die mit ungeheurer Geschwindigkeit von der Kellersohle bis zum Bodenraum steigen, mit den vorzüglichsten Sicherheitsvorrichtungen versehen, luxuriös ausgestattet und blendend mit elektrischem Licht beleuchtet sind.

Jede Bequemlichkeit, jeder Luxus ist in diesem Hotel zu finden: marmorne Treppen, schöne möblirte Korridore, prächtige Hallen und Salons, Rauchzimmer und Billardsäle, Badestuben und Lesezimmer, Bibliotheken, Privatarbeitszimmer, große Konzert- und Konversationsräume u.s.w. Fast jeder Raum hat sein Telephon; ein Telegraphen- und Postamt ist auch vorhanden, und die Agenturen des Hauses bringen den Gästen die aus allen Weltgegenden eingehenden Nachrichten siedendheiß. Die Berührung eines Knopfes genügt, um einen Boten herbeizurufen, der die Befehle für eine Loge zur Oper oder den Auftrag zur Beschaffung der feinsten Delikatessen und der ausgesuchtesten Weine entgegen nimmt. Es ist eine feenhafte Szenerie von Luxus und Reichthum, von Licht und Glanz und Farbenpracht, von Palmen und Blumen, von Spiegeln, Gemälden und Statuen; und geht man durch das prächtige Vestibül, so findet man eine große Schaar von Herren und Damen der verschiedensten Nationalitäten, die auf Polsterstühlen um kleine Tischchen müßig herumsitzen oder sich ergeben, indem sie das Kommen und Gehen der Hotelgäste beobachten, Cigarren oder Cigaretten rauchen und Thee oder Kaffee schlürfen oder auch den herrlichen Weisen des Hotelorchesters lauschen. Reichthum, Kunst, Geschmack und Wissenschaft haben sich vereint, um den Menschen ein möglichst angenehmes Dasein zu schaffen. Und doch, wenn man ringsum die Leute fragen würde, wie ihnen dieses Leben behagt, so würden wohl die meisten unter ihnen eingestehen, daß sie einem eigenen behaglichen Heim den Vorzug geben würden, wenn sie es nur erreichen könnten. Aber die großen gesellschaftlichen Verpflichtungen, welche ihnen die Welt auferlegt, und welchen sie sich daheim fügen zu müssen glauben, veranlaßt sie schließlich, ihre Zelte abzubrechen und eine weite Rundreise durch die Hotelpaläste der Welt anzutreten. Dort erwarten sie dafür alle die von uns geschilderten Bequemlichkeiten, die keiner Steigerung mehr fähig erscheinen.

Frauenthätigkeit.

Bis auf den heutigen Tag hat das alte Wort seine Geltung bewahrt, daß in Ligurien (Italien) die Frau Männerarbeit verrichte. Ja, die Männer geben es zu oder betrachten es gar als selbstverständlich, daß die Frau mehr und schwerer arbeite als sie selbst, obgleich man beim Anblick der reich kultivirten Campagna und der Terrassenmauern an den Bergen auch dem Fleiße der Männer eine gute Nummer nicht versagen kann. Fraglos liegt die größere Hälfte der Arbeit auf den Schultern oder richtiger auf den Köpfen des „schwachen" Geschlechts. Von frühester Kindheit an werden die Mädchen im Lasttragen geübt. Als ganz kleine Kinder bringen sie in den Monaten der Olivenernte schon ihr mit blauschwarzen Steinbeeren gefülltes Körbchen auf dem Kopfe heim; als junge Mädchen kann man sie gleich den Männern schwere Steine zum Bau der Terrassen herbeischleppen sehen, welche die Oelbaum-, Wein- oder Nelkenanpflanzungen tragen sollen, und für viele Frauen und Mädchen gehört das Laub- und Holzholen aus dem großen, 600—1200 Meter über der Stadt gelegenen Walde zum täglichen Brot. Um ein oder zwei Uhr Nachts treten sie den mehrstündigen, beschwerlichen Aufstieg an, um gegen zehn Uhr Vormittags mit ihrer Last von oft 80 Pfund wieder daheim sein und die Minestra kochen zu können. Der großen Anstrengung und dem Mangel an Schlaf, die diese kärglich gelohnte Arbeit erfordert, schreibt Ruffini das oft vorzeitige Altern zu.

Die Kraft der San Remesin bewundert der Fremde besonders an einer Specialität, den Lastträgerinnen von Beruf, die auf der Hauptstraße, neben dem stattlichen Palazzo Borea sitzend, Aufträge erwarten. Dem Satze, daß der Starke am mächtigsten allein, setzen sie die beiden Sprichwörter entgegen, daß getheilte Last halbe Last sei, und daß vereinte Kräfte zum Ziel führen. So tragen sie zu zweien mindestens 200 Pfund. Am häufigsten sieht man ein solches Lastträgerinnenpaar unter einem großen Mehlsack. Sie halten sich dabei fest umschlungen und gehen als gute Kameradinnen in gleichem Schritt und Tritt nebeneinander, durch die Bewegungen des Körpers die Last verlagernd, die auf ihren Köpfen ruht. Auf dieselbe Weise werden schwere Koffer und andere Gegenstände befördert. Zuweilen begegnet uns auf vier, ja auf drei Frauenköpfen ein Klavier, das an die Kraft und Sicherheit seiner Trägerinnen die höchsten Anforderungen stellt.

Nicht wenig staunt der Fremde auch über die öffentlichen Waschanstalten, die seit der Vollendung der großartigen Wasserleitung über die ganze Stadt ausgebreitet und stets von den San Remesinnen dicht besetzt sind. Treten wir dort, wo die Via Palma aus der Altstadt hinausführt, und der altersgraue Thurm der Kathedrale zwischen den Häuserreihen der engen Gasse erscheint, an die Mauer heran, so haben wir eine solche Waschanstalt unter uns. In zwei aneinander stoßenden langen, flach überdachten steinernen Behältern waschen etwa 60 Hände gleichzeitig in dem kalten, beständig durchfließenden Wasser. Der Plan des Magistrats, für jede Wäscherin einen kleinen Raum abzutrennen, damit sie nicht in dem von ihren Nachbarinnen verunreinigten Wasser zu waschen braucht, ist noch nicht verwirklicht. Es herrscht ein emsiges Treiben, ein ununterbrochenes Kommen und Gehen. Die Frauen treten dichter zusammen, um zwei Ankömmlingen Platz zu machen, und wieder weiter auseinander, als ein großes, schlankes Mädchen mit mandelförmigen schwarzen Augen ein weißes Tuch auf das üppige blauschwarze Haar legt, in kräftigem Schwunge den mit Wäsche gefüllten kupfernen Eimer darauf setzt und einer vatikanischen Karyatide ähnlich der finsteren Altstadt zuschreitet. Sie bildet nun scheinbar für einen Augenblick den alleinigen Gegenstand der Unterhaltung. Denn nicht weniger eifrig und eilig als die Hände sind auch die Zungen beschäftigt, und ein solcher Wasserklatsch scheint — nach dem das Summen zuweilen unterbrechenden hellen Lachen zu urtheilen — viel Vergnügen zu bereiten. Was würden die in ein so schweres Joch Gespannten entbehren, wenn es keine öffentlichen Waschanstalten und keine — schmutzige Wäsche gäbe! Plötzlich kracht es über den schwarzen Köpfen. Einige schauen empor und umher, dann lacht und summt es von neuem. Auf das von Eisenstangen getragene Blechdach wurde ein Stein geschleudert. Dort liegen schon viele, schwere und leichte, großen und kleinen Burschen vom Herzen gefallene.

Der Torgauer Marsch.

Ein Lieblingsmarsch Kaiser Wilhelms des Ersten war der „Torgauer Marsch," als dessen Komponist lange Zeit Friedrich der Große betrachtet wurde. Nun war es kein Geringerer als Kaiser Wilhelm selbst, der die Autorschaft des genannten Musikstückes richtig stellte. Als nämlich der Kapellmeister des König Wilhelm-Grenadier-Regiments No. 7, Musikdirektor Goldschmidt, im Jahre 1871 vor dem Kaiser konzertirte, bemerkte letzterer beim Durchlesen des Programms die landläufige Bezeichnung „Torgauer Marsch, Komposition Friedrichs des Großen."

Kaum war die Konzertnummer beendigt, so schritt Kaiser Wilhelm auf den Musikdirektor zu und sagte, ihm freundlich auf die Schulter klopfend: „Mein lieber Goldschmidt, das ist ein Irrthum. Friedrich der Große ist nicht der Komponist des Torgauer Marsches, sondern ein Lehrer aus Torgau, der — wenn ich nicht irre — Scholz geheißen hat. Weiß das von meinem gottseligen Vater, der einmal die Noten dieses Marsches von Torgau mitbrachte, weil er ihm so gut gefiel."